

Am 10. September 1943 kam es auf den Seiten der „Tribune“, des Herzblattes der britischen Linken, zu einer bemerkenswerten englisch-deutschen Begegnung: George Orwell rezensierte Thomas Mann. Nicht den Romanautor – man kann sich Orwell schwerlich als Leser der „Buddenbrooks“ oder des „Zauberbergs“ vorstellen –, sondern die politischen Aufsätze und Reden, die soeben auf Englisch unter dem Titel „Order of the Day“ erschienen waren.

Was Thomas Mann darin mit der ihm eigenen Klarsicht anspricht, erst als Prediger in der politischen Wüste von Weimar, später als Exilant, ist die scheinbar endgültige Abkehr Deutschlands und weiter Teile Europas von den Normen der Zivilisation. Der Hinweis Manns schon im ersten Text, einer Rede vor Studenten aus dem Jahr 1923, dass die Zuhörer auf sein demokratisches Werben mit Stampfen und Buhrufen reagierten, ist das Schlüsselereignis von Orwells Lektüre: „Hier also haben wir einen Fünfzigjährigen, der seinen Hörern zuruft: ‚Bleibt am Leben!‘, und ein jugendliches Publikum, das zurückschreit: ‚Wir wollen, dass man uns umbringt.‘“ Und dazu der Orwellsche Kommentar, zwanzig Jahre post festum: „Wir wissen nicht, was mit den jungen Leuten geschah, die Thomas Mann auszeichneten, als er ihnen zu verstehen gab, dass am Krieg nichts glorreich ist; doch wer von ihnen noch unter den Lebenden weilt, wird ein paar Gründe gefunden haben, seine Meinung zu überdenken.“

Aus dem Artikel spricht warme Zustimmung, ja Bewunderung des Sozialisten für den erklärten bürgerlichen Liberalen, der im Namen der *common decency* den totalitären Götzen der Zeit von Anfang an die Reverenz verweigert hat. Dafür, dass Thomas Mann auch in den schwärzesten Stunden Europas in seinem Glauben an die Zukunft geistiger Freiheit und menschlicher Solidarität nie wankend wurde, rühmt ihn sein Rezensent.

Denn die besprochenen Texte sind allesamt vor der militärischen Gezeitenwende namens Stalingrad entstanden. „Und seltsamerweise hat er recht behalten... Eine Diktatur liegt im Staub, und eine andere wird es wohl nicht mehr lange machen... Wer weiß, was die europäische Jugend denkt. Vielleicht hat sich das totalitäre System durch die Massaker, zu denen es führte, genügend in Verruf gebracht, vielleicht wird es in neuer Gestalt und an anderen Orten wieder auftauchen. Wenn man den Geisteszustand Englands und Amerikas betrachtet, sind die Vorzeichen nicht gut. Aber jedenfalls, was die Nazis und Faschisten angeht, hat Thomas Mann, der Intellektuelle aus dem 19. Jahrhundert, recht. Dieser spezielle Drache ist beinahe sicher erlegt.“

Der Krieg, in den Hitler ein bloßes Vierteljahrhundert nach 1914 seine heillos verhetzte Nation geschickt hat, schlägt in diesen folgenschweren Monaten um und zurück auf seine Betreiber. Später, im März 1945, geht Orwell als Kriegskorrespondent des „Observer“ mit den amerikanischen Truppen über das befreite Paris nach Deutschland – zur Leichenschau des erschlagenen Drachen. Er will den Menschen zu Hause ein von Siegestaumel unberührtes Bild des deutschen Zusammenbruchs geben und bei seinem Lokaltermin die Spuren der Nazidiktatur lesen, solange sie noch frisch sind.

Immer wieder im Lauf seines Lebens begab sich Orwell auf die Frontschauplätze seines katastrophalen Zeitalters, um die Sicht des Beobachters mit der des Erlebenden zu vereinen. Willentliche Verslumung in Paris, Eintauchen in das Arbeiterelend Nordenglands während der Großen Depression, Grabenkämpfe im Spanischen Bürgerkrieg: So sahen die Etappen seiner Grand Tour aus. Auch sein wenig bekannter Besuch auf dem großdeutschen Trümmerfeld fügt sich in dieses Muster.

Seine zehn Deutschland-Reportagen zwischen März und Juni 1945 sind als Erlebnisprotokolle eines denkbar unisularen Augenzeugen von erheblichem Interesse.

Leichenschau des erlegten Drachen

George Orwell als Korrespondent im letzten Kriegsjahr 1945

Von Werner von Koppenfels



Ein Publizist für alle Kanäle: George Orwell auf einer Aufnahme aus der unmittelbaren Nachkriegszeit Foto Getty

se. Sie entstanden unter starker physischer und seelischer Belastung. Orwell hatte gerade mit einer schweren Lungenkrankheit zu kämpfen, als ihn die Nachricht vom plötzlichen Tod seiner Frau Eileen erreichte. Er fuhr zur Beerdigung nach Hause und kehrte dann auf seinen Posten zurück.

Beim Wiedersehen mit Paris stieß er auf eine generelle Verhärtung des politischen Denkens im Gefolge der Okkupation: „So gut wie alle Franzosen glauben

offenbar, dass eine Aufteilung Deutschlands, die Demontage seiner Kriegsindustrie, umfangreiche Reparationen, Zwangsarbeit und militärische Besetzung Minimalforderungen sind.“ Orwells britische Bedenken scheinen seinem Pariser Gesprächspartner wirklichkeitsfern: „Es geht nicht darum, dass wir Rache wollen. Aber nachdem wir sie vier Jahre hier bei uns hatten, fällt es mir einfach schwer, zu glauben, dass die

Deutschen zur selben Menschenrasse gehören wie wir.“

Während die Truppen der Sieger in die besetzten Städte einrücken, wird dem begleitenden Journalisten das visuelle Schockerlebnis der Verwüstung zuteil, die die alliierten Bombenabwürfe („allied blitzing“) hinterlassen haben. Dabei drängen sich ihm drei Beobachtungen auf: „Die erste lautet: ‚Die Menschen daheim haben keinen Begriff davon, wie es hier aus-

sieht.‘ Die zweite: ‚Es ist ein Wunder, dass sie so lange weitergekämpft haben.‘ Und die dritte: ‚Wie viel Mühe wird es kosten, das alles wiederaufzubauen!‘ ... Die Trümmerstädte Deutschlands zu durchstreifen heißt tatsächlich, am Fortbestand der Zivilisation zu zweifeln.“

Angesichts solcher Verheerungen hält es der Beobachter für illusorisch, auf irgendwelche Reparationsleistungen der Besiegten zu hoffen: „Nach dem letzten Weltkrieg hat man die Aussichtslosigkeit, substantielle Entschädigungen einzutreiben, das heißt, den Gegner für den Krieg zahlen zu lassen, schließlich eingesehen. Doch man hat weniger begriffen, dass sich die Verelendung eines einzelnen Landes höchst nachteilig auf die Welt als Ganze auswirken muss. Es wäre keine gute Idee, Deutschland in eine Art ländlichen Slum zu verwandeln.“ Der Morgenthau-Plan, das besiegte Land mit dem Ziel seiner dauerhaften Befriedung zu einem Agrarstaat zu machen, war für Orwell ein Rückfall in den Geist von Versailles – mit der Gefahr, Europas Zukunft einmal mehr zu verspielen.

Seine Erwartung, eine totalitäre Gesellschaft hautnah zu erleben, wird durch den Alltag im zerstörten Köln, seiner ersten Station in Deutschland, enttäuscht. Eine neue Spezies Mensch ist hier nicht zu entdecken; der nordische, blond-blauäugige Typ der Nazi-Propaganda scheint sich rar zu machen. „Nach all den Kriegsjahren ist es ein zutiefst seltsames Gefühl, endlich auf deutschem Boden zu stehen. Das Herrenvolk ist überall um einen herum (‚The Herrenvolk are all round you‘) und bahnt sich auf Fahrrädern den Weg durch die Schuttberge... Sonderbar: Dies sind die Menschen, die einmal Europa vom Ärmelkanal bis zum Kaspischen Meer beherrscht haben und die auch unsere Insel beinahe erobert hätten... Aus den Blicken, die mich trafen, sprach oft so etwas wie Trotz der Geschlagenen – als ob sich diese Menschen entsetzlich schämten, weil sie den Krieg verloren hatten.“

Im absurden Kontrast zu den Städten präsentieren sich die ländlichen Regionen Bayerns als trügerische Idylle: „Nach dem Verhalten der Zivilbevölkerung in diesem Teil Deutschlands zu urteilen“, heißt es in einem Bericht aus dem Fränkischen, „wäre es untertrieben, zu sagen: die Deutschen wüssten, dass sie geschlagen sind. Die meisten Menschen sehen offenbar den Krieg bereits als ein Ereignis der Vergangenheit an und seine Fortsetzung als einen Wahnsinn, an dem sie keinerlei Anteil nehmen... Gemächlich trotten die Ochsen vor der Egge, während die nahen Hügel von Artilleriefeuer widerhallen. Die meisten Bauern haben mehr Angst vor herumstreuenden DPS (displaced persons) als vor einer verirrten Granate... Die Dorfbewohner betrachten den Einbruch der amerikanischen Armee offenbar mit weniger Interesse, als sie einem durchziehenden Wanderzirkus schenken würden.“

Der Widersinn zwischen der intakten Frühlingsszenerie und dem Terror, den dieses Land in die Welt gesetzt hat, wird mit bezeichnender Schärfe empfunden: „Während man durch den ländlichen Frieden dieser Landschaft mit ihren gewundenen, von Kirschbäumen gesäumten Straßen fährt, mit ihren terrasierten Weinbergen und frommen Bildstöcken am Wegrand, stellt sich immer wieder eine bestimmte Frage. Wie können diese äußerlich so schlichten und freundlichen Landbewohner, die am Sonntag früh in ehrbarem Schwarz zur Kirche strömen, für die Nazigreuel verantwortlich sein? Die Nazibewegung hat schließlich von diesem Teil Deutschlands ihren Ausgang genommen.“

Doch dann folgt der Orwellsche „Kameraschwenk“ auf die Spuren deutscher Grausamkeit in den Lagererinnerungen befreiter Kriegsgefangener – den KZs ist Orwell offenbar nicht nahegekommen –, besonders in Berichten über die Hungerqualen der Russen, deren „verdreckte und zerlumpte Gestalten, hohlwangig von Hunger und Elend“, er vor Augen hat; wüste Szenen noch aus den letzten Tagen vor der

Befreiung, als die Posten in ein Knäuel russischer Gefangener schossen, denen englische und amerikanische POWs (*prisoners of war*) durch den Drahtzaun Essbares aus ihren Rotkreuz-Päckchen zu stecken wollten.

Die Reportage aus einem ungenannten Ort in Österreich, einige Wochen später, notiert andere Inkongruenzen. Vor dem Hintergrund schneebedeckter Berggipfel, malerischer Dörfer und üppig bunter Wiesen mutet die Kapitulation der letzten großdeutschen Armeeresorte seltsam unwirklich an. Meilenweit fährt Orwell an solchen Wiesen mit sonnenbadenden, waffenlosen Landslern vorbei, an sorgfältig abgestellten Wehrmachtsfahrzeugen und deutschen Militärpolizisten, die auf Kreuzungen den Verkehr regeln. Ähnlich phantastisch hat zur selben Zeit Erich Kästner mit einem versprengten Trupp von Ufa-Filmleuten im Zillertal den Ladenschluss des Tausendjährigen Reiches erlebt und in seinem Tagebuch „Notabene 45“ festgehalten. Man wünscht sich, ein glücklicher Zufall hätte die beiden zusammengeführt. In Kästner wäre Orwell jener zugleich kritische und kundige Beobachter Hitlerdeutschlands begegnet, den ihm seine Fronttournee offenbar schuldig geblieben ist.

Neben den szenischen Momentaufnahmen, die einen wesentlichen Reiz seiner Reportagen ausmachen, stehen Reflexionen zu den drängenden Zukunftsproblemen von Hungersnot und Obdachlosigkeit, aber auch zur Willkür der Zonenabgrenzung und zur prekären Einheit der Alliierten. Noch vor dem Ende der Kämpfe sieht Orwell den Wettstreit der Sieger um die Besiegten einsetzen.

Eine wichtige Nachlese zu seiner Erkundung des kaputten und bedingungslos kapitulierenden Reiches findet sich in dem Artikel „Rache ist sauer“ für die „Tribune“ vom 9. November 1945. In Begleitung eines amerikanischen Vernehmungsoffiziers besucht Orwell ein Gefangenenlager irgendwo in Süddeutschland. Er erwähnt die Demütigungen und Fußtritte, die sein Begleiter einem hochrangigen SS-Mann zufügt („selbst ein derber Tritt ist eine Kleinigkeit gegen die Greuel des Nazi-Regimes“), und betrachtet den Vertreter des Prinzips Unmenschlichkeit aus der Nähe. Nicht zum Fürchten erscheint er ihm, eher neurotisch und „auf eine üble Weise intellektuell“.

Der Anblick erinnert ihn an Gesichter aus heruntergekommenen Londoner Unterküften und auch – dies die besondere Orwell-Note – aus dem Lesesaal des Britischen Museums: „Der Nazi-Folterknecht, diese monströse Figur, gegen die wir so lange ins Feld gezogen waren, schrumpfte zu diesem elenden Teufel hier, dem offensichtlich weniger eine Bestrafung als eine psychologische Behandlung vonnöten war... Wer hätte 1940 nicht Luftsprünge gemacht bei dem Gedanken, SS-Offiziere getreten und erniedrigt zu sehen? Doch wenn so etwas endlich möglich wird, ist es nur noch jämmerlich und abstoßend.“

Dieser Exzess englischer Fairness – nicht mit moralischer Blindheit zu wechseln – wird selbst dem anderen deutschen Autor zuteil, den Orwell außer Thomas Mann noch rezensiert hat. Dessen Buch hieß „Mein Kampf“, die Besprechung erschien 1940. Wie so oft spricht der Rezensent weniger über das Buch als über den Verfasser, hier besonders über die frühen Fotos von Hitler: „Es ist ein bemitleidenswertes, hündisches Gesicht, das Gesicht eines Mannes, der von unerträglichem Unrecht gequält wird“, ein Gesicht, das ihn an Darstellungen des Gekreuzigten erinnert. Die materiellen Angebote von Kapitalismus und Sozialismus seien gegenüber dem apokalyptischen Opferappell, der von dieser Passion ausging, verblasst. „Hitler sagte den Menschen: ‚Ich biete euch Kampf, Gefahr und Tod‘, und daraufhin wirft sich ihm eine ganze Nation zu Füßen.“ Das klingt wie Churchills Blut-Schweiß-und-Tränen-Appell, auch aus dem Jahr 1940. Freilich, diese zwei zeit- und fast wortgleichen Parolen sind alles andere als deckungsgleich.

FRANKFURTER ANTHOLOGIE

Redaktion Hubert Spiegel

Anastasius Grün

„Poesie der Zukunft“ (1850)

Wo sie die wilde Schlacht geschlagen haben,
O lauscht nicht auf dem Feld nach Lerchensange!
Da kreischt die Krähe nur nach blankem Fange,
Dann kommen erst die Geier und die Raben;
Sie kommen zu beerben, zu begraben;
Dann kommt Erstarrung, Schweigen, lange, lange,
Bis spät der Sämann kommt vom nächsten Hange,
Zu streuen seines Saatkorb's neue Gaben.
Als lag' im Körnlein eine Liederseele,
Erhebt sich dann aus seinem Ährenmeere
Die Lerche, eine sangbegabte Ähre. –
„Wann steigt aus goldner Saat die goldne Kehle?“
Mich dünkt, die Toten sind noch unbegraben,
Noch währt die Zeit der Geier und der Raben.

Hans Christoph Buch

Spaziergänge eines revolutionären Poeten

Dieses Gedicht ist hoffnungslos anachronistisch und hochaktuell zugleich. Anachronistisch, weil der historische Kontext, auf den die Jahreszahl 1850 verweist, heute ebenso vergessen ist wie der Name des Dichters, der selbst Kennern deutschsprachiger Lyrik nichts mehr besagt. Anastasius Grün, geboren 1806 im heutigen Ljubljana, hieß mit richtigem Namen Anton Alexander Graf von Auersperg, verbrachte seine Kindheit auf dem Stammschloss seiner Familie in Unterkrain und studierte Jura und Philosophie in Graz. Unter dem unverfänglichen Titel „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ trat er als politisch engagierter Dichter hervor, der die Zensur auf den Plan rief und so den Autoren des „Jungen Deutschland“ das Stichwort lieferte. Sein Buch wurde verboten, und Metternichs Polizeibehörde rätselte lange, welcher Freigeist sich hinter seinem Pseudonym verbarg. Auersperg alias Anastasius Grün nahm als Abgeordneter an der Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche teil, und das Schicksalsjahr 1848, das mit der Niederschlagung der bürger-

lichen Revolution und erneuter Fürstentherrschaft endete, ist Thema des vorliegenden Gedichts. Die aus der Renaissance überlieferte Form des Sonetts eignet sich vorzüglich zur Darstellung von Trauer und Melancholie, und wie virtuos der Dichter Reim und Metrum handhabt, zeigt sich in der Wortkette Seele/Meere/Ähre/Kehle (wobei auch Ehre mitbedacht ist) ebenso wie in der beredeten Klage „lange, lange“. Doch anders als in den Sonetten von Shakespeare oder Petrarca geht es nicht um individuellen Liebeschmerz, sondern um das Trauma eines blutig unterdrückten Freiheitskampfs, der sozialen und politischen Fortschritt verband oder, mit den Worten des jungen Marx: „Wir... haben die Restauration der modernen Völker geteilt, ohne ihre Revolutionen zu teilen... Wir befanden uns immer nur einmal in der Gesellschaft der Freiheit, am Tag ihrer Beerdigung.“ Nachzulesen in „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“.

So weit die historische Lesart des Gedichts, dessen Lektüre heute ganz ande-

re als die vom Autor intendierten Assoziationen weckt. Ich musste beim Lesen an das Unheil denken, das derzeit unter der Bezeichnung Covid-19 Europa und den Rest der Welt heimsucht, ein Einschnitt, wie es ihn seit dem Zweiten Weltkrieg nicht gegeben hat und nach dem nicht mehr viel so sein dürfte wie zuvor. Das ist nicht zu weit hergeholt, denn Anastasius Grün schrieb ein langes Gedicht über die Choleraepidemie von 1831, der Hegel zum Opfer fiel, in dem es heißt: „Und es kommt ein furchtbar Sterben. Mit dem Tod wirst du vertraut, / Dass vorm eignen Spiegelbilde, ist's noch wangenrot, dir graut.“ Zwar bezieht die Totenklage im eingangs zitierten Sonett sich auf die Gefallenen der Märzrevolution, doch die rhetorische Gleichsetzung der Niederlage von 1848 mit Pest und Cholera hat eine stolze literarhistorische Tradition, und der Schlussvers des Sonetts „Noch währt die Zeit der Geier und der Raben“ ließe sich fast bruchlos auf die Gegenwart übertragen.

Nach seinem Tod 1876 geriet Auersperg in Vergessenheit, anders als sein

früh verstorbener Freund Niembsch von Strehlenau alias Nikolaus Lenau, dessen Gedichte er herausgab und mit dem er häufig verglichen wird. Was Anastasius Grün von Lenau unterscheidet, ist nicht der melancholische Weltschmerz, den beide empfanden, sondern sein poetischer Furor, der die verbrauchte Form des Sonetts sprengt, ein revolutionärer Elan, wie man ihn von einem österreichischen Feudalherrn am wenigsten erwartet.

Dietmar Scharmitzer: „Anastasius Grün“. Leben und Werk. Böhlau Verlag, Wien 2010. 312 S., br., 45,- €.

Von Hans Christoph Buch ist zuletzt erschienen: „Kulturschock China oder: Wie ich die Grosse Mauer erklomm“. Bacopa Verlag, Schiedberg 2019. 252 S., geb., 24,80 €.

Eine Gedichtlesung von Thomas Huber finden Sie unter www.faz.net/anthologie.